



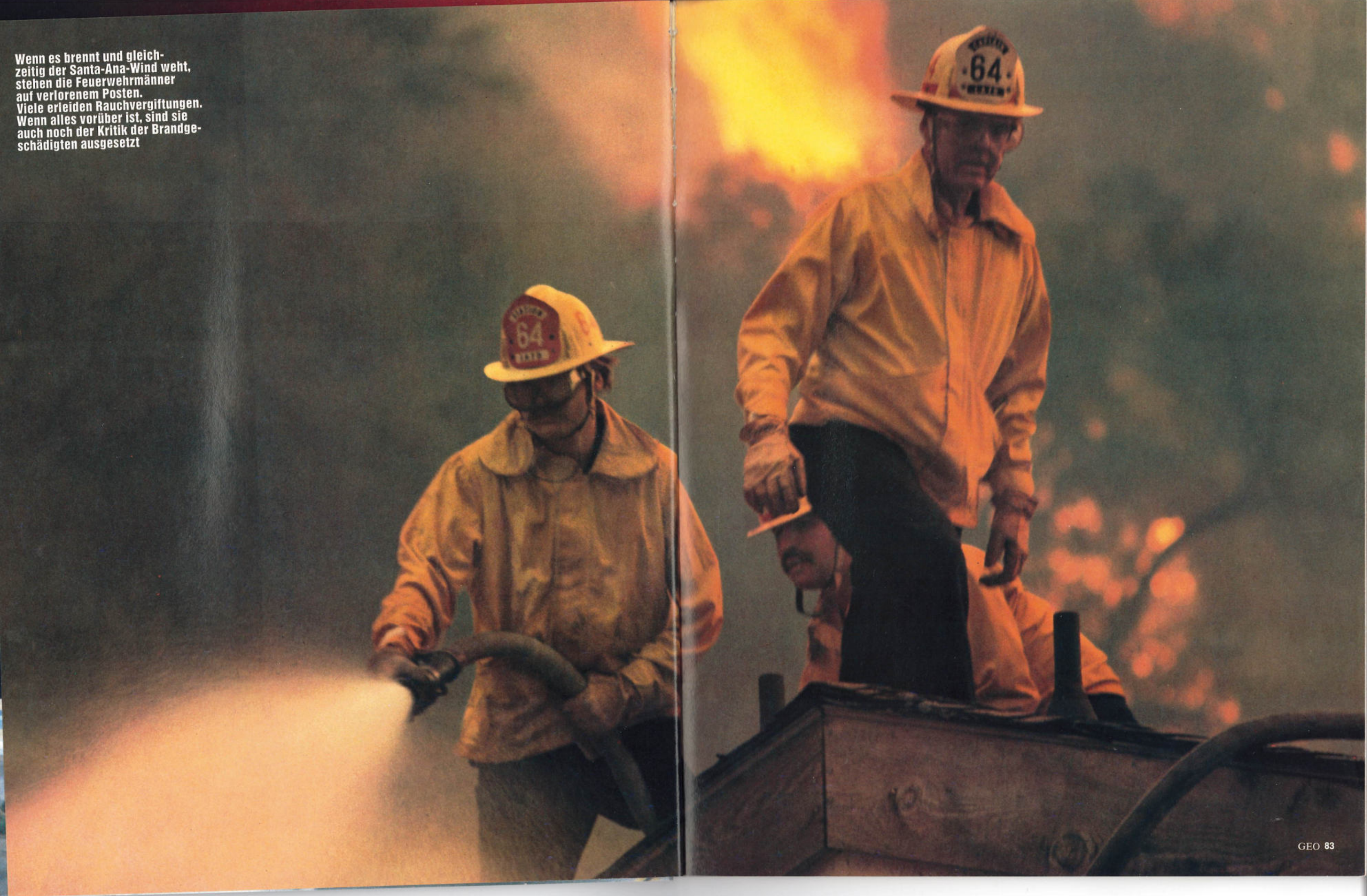
FEUER- LAND

Alle Jahre wieder, wenn es im südlichen Kalifornien trocken ist, brechen Buschfeuer aus, die so viel Hitze wie mehrere Atombomben freisetzen. Ursache sind fast immer Brandstiftung und Fahrlässigkeit. Und immer wieder geben dieselben Menschen, die eigentlich nichts mehr fürchten müßten als das alljährliche Inferno, den verheerenden Bränden neue Nahrung

Das Feuer stürzt den Hang herunter, überspringt den Highway und setzt auf der anderen Straßenseite Häuser in Brand. Die meisten Bewohner haben ein paar Habseligkeiten ins Auto gepackt und wollen fliehen. Einige haben Glück - ihr Haus brennt diesmal nicht



Wenn es brennt und gleichzeitig der Santa-Ana-Wind weht, stehen die Feuerwehrmänner auf verlorenem Posten. Viele erleiden Rauchvergiftungen. Wenn alles vorüber ist, sind sie auch noch der Kritik der Brandgeschädigten ausgesetzt





Aus dem Flugzeug gesprühte
Phosphat-Lösung soll den Brand
ersticken und zugleich die
Erde düngen. Vor der nahenden
Feuerwand versucht eine Frau,
mit dem Gartenschlauch ihr Holz-
dach zu besprengen. Doch ihr
Haus wird wie die Nachbar-
häuser brennen





Bericht von Hans Heinrich Ziemann

Das Feuer, das einen Teil des Küstenortes Malibu bei Los Angeles verwüstete, begann am Montag, dem 23. Oktober 1978, um zwölf Uhr mittags. Mittwochmorgen war es annähernd unter Kontrolle. In mehr als 40 Stunden verursachte die Feuerwalze einen Schaden von ungefähr 35 Millionen Dollar. Dabei hätten 20 Dollar Bargeld ausgereicht, das Inferno zu verhindern — wenigstens diesmal.

Als das Höllenfeuer noch nicht mehr war als der Brand in einigen Büschen bei Agoura, einem Dorf in den Santa-Monica-Bergen, 16 Kilometer nördlich von Malibu, wurde es von drei Männern entdeckt. Sie liefen in ein nahe gelegenes Haushaltswarengeschäft, um Schaufeln und Feuerpatschen zu holen.

„Können Sie haben“, sagte der Verkäufer, „wenn Sie bezahlen.“

„Wir haben kein Geld dabei. Da draußen brennt es, wenn wir uns nicht beeilen, haben wir keine Chance mehr zu löschen.“

„Alter Trick“, meinte der Verkäufer und: „Laßt euch was Besseres einfallen.“

Ehe der Verkäufer das Feuer mit eigenen Augen gesehen hatte und endlich die Geräte herausrückte, hatten die Flammen sich schon über 400 Quadratmeter ausgebreitet und fraßen sich, angetrieben von einem heißen, kräftigen Nordostwind, durch das kochtrockene Unterholz den Berg hoch. Um 12.11 Uhr wurde die Feuerwehr alarmiert. Als sie eintraf, war die Feuerfront schon über einen Kilometer vom Herd entfernt und rastete in Richtung Malibu.

Als Deputy Fire Chief Donald Beckman, einer der stellvertretenden

Nur die Kamine blieben stehen - von 100 Häusern Malibus brennt jedes Jahr eins ab. Die Feuerwehr experimentiert bereits mit kontrollierten Bränden, damit wilde Feuer keine Nahrung mehr finden. Und Forstleute versuchen, feuerresistente Pflanzen zu finden

Leiter der County-Feuerwehr von Los Angeles, kurz vor ein Uhr den ersten Lagebericht vom Brand in den Santa-Monica-Bergen erhielt, wußte er sofort, daß ihm eine Niederlage bevorstand. Denn um zwei Uhr morgens hatte der gefürchtete Santa-Ana-Wind eingesetzt. Der Name hat nichts mit der Stadt Santa Ana südöstlich von Los Angeles zu tun, sondern ist eine Verballhornung des spanischen „satanas“ — der Santa Ana ist der „Teufelswind“.

Er fegte heiß und trocken mit Geschwindigkeiten bis über 100 Kilometern pro Stunde aus den Hochwüsten Nevadas und Arizonas über Südkalifornien zum Pazifischen Ozean, und er hatte das Buschfeuer an diesem Montagmittag schon so groß und schnell gemacht, daß es nicht mehr zu bändigen war, selbst wenn Beckman alle Löschzüge im Gebiet um Malibu hätte einsetzen können. Verfügbar waren jedoch nur 38.

Die meisten Löschzüge, insgesamt 161, kämpften seit 9.41 Uhr gegen ein anderes Feuer, das sich im Mandeville Canyon auf das dicht besiedelte Pacific Palisades, einen Vorort im Westen von Los Angeles, zubewegte. Im Osten dieser Stadt versuchten außerdem zwölf Löschtrupps, vier kleinere Brände einzudämmen.

Beckman beorderte alle entbehrlichen Einheiten nach Malibu und forderte zusätzlich Hilfe aus allen Teilen Kaliforniens an. Sogar aus dem 850 Kilometer entfernten Redding im Norden machten sich Löschzüge auf den Weg. Viel tun konnten sie nicht, das war Beckman klar. Er hatte genügend Erfahrung mit Buschfeuern bei Santa-Ana-Wind und nur 13 Prozent relativer Luftfeuchtigkeit. „Ein vom Wind angefachtes Feuer ist praktisch nicht zu löschen. Nur zwei Dinge können es stoppen: Entweder es findet keine Nahrung mehr, oder das Wetter muß sich ändern.“

Am schwarzen Montag änderte sich das Wetter nicht. Der ausgedörrte Busch in den Canyons und auf den Bergen bot den Flammen reichlich Nahrung. Der Feuersturm trieb Menschen und Tiere vor sich her. Kurz vor zwei Uhr flüchteten der Tischler Lawrence Casey und seine Frau in zwei vollbepackten Autos. Hundert Meter weiter trafen sie auf eine Gruppe von zehn Wagen, deren Fah-

rer in Panik vor- und zurückpreschten — sie hatten im dichten Rauch die Orientierung verloren. Casey, der die Gegend gut kannte, setzte sich an die Spitze der Kolonne und leitete sie aus dem Feuer. Straßensperren, von Polizisten errichtet, die längst geflohen waren, zertrümmerte er mit einem Vorschlaghammer. „Das war wie in einem Kriegsfilm“, erzählte Casey später. „So muß es bei einer Atomkatastrophe zugehen.“

Einige Kilometer weiter südlich bereitete sich der Zahnarzt Kent Masden auf den Kampf gegen das Inferno vor. Er trieb seine drei Pferde zusammen, um sie auf ein kahles Stück Land zu bringen, von dem er hoffte, daß es nicht brennen würde. Anschließend wollte er das Haus seiner verreisten Nachbarn Cy und Helen Frost mit dem Gartenschlauch

Ein Feuer lief Amok. Es schlug Haken, überwand durch Funkenflug ganze Landstriche, raste die Hänge hinunter und umzingelte die Häuser. Als die Löschzüge der Feuerwehr von Los Angeles anrückten, suchten die Männer in manchen Straßen vergebens einen Hydranten



wässern. Masden selbst hatte nicht viel zu verteidigen, weil er nur einen Wohnwagen und einen Schuppen, in dem er zahnärztliche Geräte aufbewahrte, auf dem Grundstück hatte.

Noch ehe er seine Pferde wegführen konnte, war das Feuer da. Masdens Land liegt an einem Canyonausgang. Die Flammen, vierzig, fünfzig Meter hoch, schossen durch den Engpaß, vom mächtigen Blasebalg des Santa-Ana-Windes immer neu angefacht. Die Hitze, die sie vor sich herschoben, war so gewaltig, daß das Haus der Frosts brannte, noch ehe das Feuer es erreicht hatte. Die Pferde scheuten, rasten davon, stolperten. Masden rannte auf eine Wiese, fand einen kahlen Fleck und warf sich zu Boden. Um ihn herum hüpfen Dutzende von kleinen Feuerbällen. Es dauerte eine Weile, ehe er erkannte, daß es brennende Kaninchen waren.

Die Glut versengte seine Haare und Augenbrauen. Die Pinien neben seinem Wohnwagen verwandelten sich von einer Sekunde zur nächsten in mächtige Fackeln, die Fenster des Wagens zerplatzten. Die Ladefläche seines Lkw fing Feuer. Als Masden glaubte, nicht mehr atmen zu können, ließ die Hitze plötzlich nach: Das Zentrum des Infernos war weitergezogen — Masden hatte überlebt. Zwei Pferde waren tot. Das dritte wälzte sich halb verbrannt in der glühenden Asche.

Zur gleichen Zeit verendeten auf einer Zuchtfarm in der Nähe dreihundert exotische Tiere — Känguruhs, Zebus, Lamas, Affen. Der Besitzer und seine Angestellte überlebten, weil sie sich in ein trockenes Bachbett hatten flüchten können.

„Das Brüllen des Feuers war grauenhaft“, sagte der Mann später, „aber

ich war dennoch dankbar dafür, weil ich so das Schreien meiner Tiere nicht hörte.“

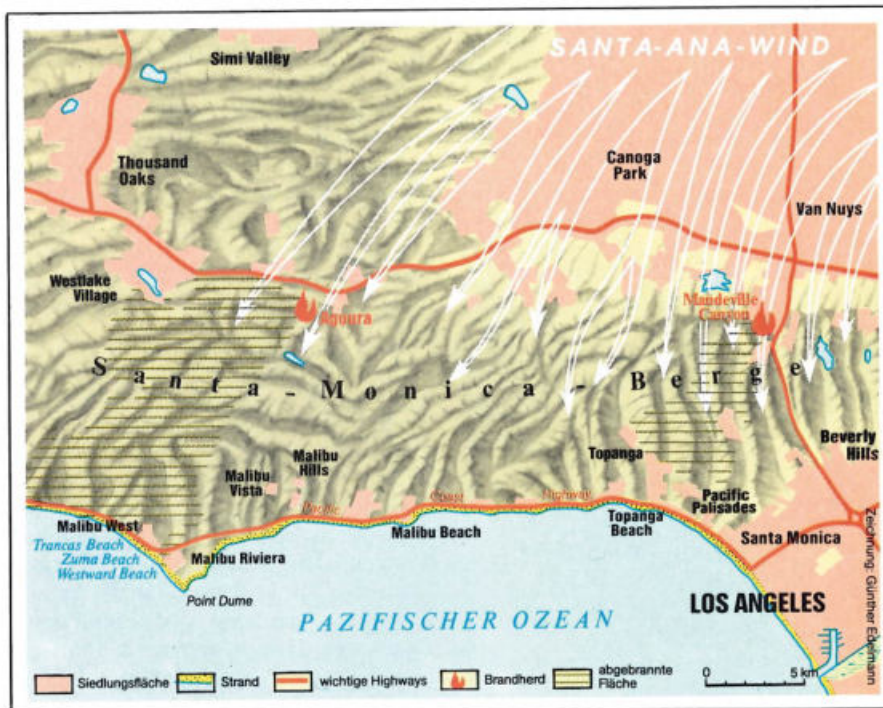
Um 14.15 Uhr loderte das Feuer auf den Hügelkämmen über Malibu, von denen aus man bei gutem Wetter einen schönen Blick auf einige der teuersten Strände der Welt hat: Trancas Beach, Zuma Beach, Westward Beach. Hier würde sich der Brand den Namen Inferno vollends verdienen.

In den Bergen von Santa Monica stehen nur vereinzelt Häuser. Die Hänge und Strände West-Malibus zu beiden Seiten des Pacific Coast Highway, der alten Verbindungsstraße zwischen Mexiko und Kanada, sind dagegen dicht bebaut. „Wir brauchen dringend Löschzüge in der Nähe der Häuser“, funkte ein Sheriff an die Kommandozentrale der Feuerwehr. Doch alle Trupps waren in den Bergen eingesetzt, und das Feuer versperrte ihnen den direkten Weg zu den Siedlungen an der Küste — Malibu war schutzlos.

Von ihrem Haus auf der Bergseite des Highway verfolgte die Lehrerin Jane Adams fassungslos den Vormarsch der Flammen. Noch vor einer halben Stunde hatte ein Feuerwehrsprecher ihr am Telefon versichert, der Brand werde in den Bergen gestoppt. Das klang plausibel, denn vor vier Wochen hatte man ein Buschfeuer in der Nähe ohne Schwierigkeiten gelöscht. Doch was jetzt in glühenden Wellen die Hänge herabströmte und -sprang, war kein Feuer: „Das war die Hölle“, sagte Jane Adams später.

Sie hatte ihr Haus vorschriftsmäßig nach dem Feuerwehr-Handbuch gesichert: Der Gartenschlauch war angeschlossen, die Ventilatorenöffnungen versiegelt, am Dach lehnte eine Leiter, auf dem Dach standen gefüllte Wassereimer. Fenster und Türen waren geschlossen, die Vorhänge abgenommen, die Badewanne war voll Wasser, der Gashahn abgestellt. Doch als das Feuer kam, sah Jane Adams, daß es sinnlos war, mit Wassereimern dagegen anzukämpfen.

Sie schickte ihre drei Töchter mit den Pferden zum Strand. Sie selbst lud die zwei Hunde, die Kaninchen und die Ziege in ihren Wagen. Die jüngste Tochter wollte nicht fortgehen, weil das Aquarium mit den exotischen Fischen zurückblieb. Noch



Wenn der Santa-Ana-Wind kommt, wird der Chaparral zur Flammenhölle

Brandstiftung und Fahrlässigkeit sind die häufigsten Ursachen für Feuer im Chaparral, dem Dickicht, das die Berge rings um Los Angeles überzieht. Abgestorbenes Geäst, das sich im Lauf der Jahre ansammelt, brennt wie Zunder. 97 Prozent aller Brände hat die Feuerwehr rasch unter Kontrolle. Wenn aber der heiße, trockene Santa-Ana-Wind aus den Inlandshochwüsten durch die Canyons tobt, kann niemand mehr die Flammen stoppen. Allein das Malibu-Feuer setzte so viel Energie frei wie 250 Hiroshima-Atombomben. In den letzten 50 Jahren war jeder Fleck in den Santa-Monica-Bergen mindestens einmal betroffen. Dennoch ziehen immer mehr Menschen mitten in den Chaparral.

Tage später sagte sie traurig: „Die Fische wurden gekocht.“

Jane Adams raffte noch einige Kleidungsstücke zusammen — die schlechtesten, wie sich herausstellte — und nahm die Kassette mit den wichtigen Dokumenten an sich. „Good bye, home“, sagte sie, als sie die Tür zum letztenmal schloß und wußte, daß das Verschließen sinnlos war, denn das Nachbarhaus brannte schon. Als ihr Mann Gary, Baseballtrainer an der Universität von Kalifornien, vierzig Minuten später eintraf, war das 100 000-Dollar-Haus nur noch eine qualmende Ruine.

400 Meter entfernt auf der Strandseite der Küstenstraße betrachteten einige Anwohner das Feuerschauspiel. Sie waren gelassen und fotografierten. Ihre Häuser, dessen waren sie gewiß, befanden sich nicht in Gefahr. Der vierspurige Highway hatte sich bei anderen Bränden im Malibu-Gebiet immer als sichere Schneise er-

wiesen — weshalb sollte das diesmal anders sein?

„Über den Highway kommt das Feuer nie“, riefen sich die Bewohner der Broad Beach Road beruhigend zu — und sahen, wie Flüchtlinge zu Fuß und in vollgestopften Autos aus dem Rauch auftauchten und in Richtung Gemeindezentrum zogen, wo das Rote Kreuz einen Erste-Hilfe-Posten eingerichtet hatte.

Dann geschah das Unfaßbare: Eine Bö heulte die Bergflanke herab, blies heiße Luft und wabernde Flammen über den Highway und setzte sofort auf einer Breite von über einem Kilometer drei Reihen Häuser in Brand — die bescheidenen Bauten gleich an der Straße, die Häuser ohne Strandblick dahinter und die teuren Strandvillen direkt am Meer.

Kein Löschfahrzeug war in der Nähe; freilich: Was hätte es genützt, wären sie zur Stelle gewesen? Als die Bewohner die Sprinkler und Garten-

schläuche aufdrehten, tröpfelte es nur heraus — der Wasserdruck war fast Null. Fünfzig Häuser gingen in Flammen auf, darunter die Villen von Hollywood-Stars wie Katharine Ross und des Rock-Sängers Neil Young.

Das unersättliche Feuer verwandelte auch noch einige Palmen am Strand in Fackeln. „Am liebsten hätte es auch noch den Ozean mitgenommen“, sagte ein Sanitäter. Es brannte noch eine Nacht und einen Tag und eine weitere Nacht, dann war es eingedämmt. Seine Bilanz: Das Inferno, das sich in zweieinhalb Stunden von Agoura etwa 16 Kilometer bis West-Malibu fraß, tötete einen Menschen, verletzte drei schwer, verbrannte Hunderte von Tieren, zerstörte ungefähr 200 Häuser und vernichtete 100 Quadratkilometer Vegetation.

In den folgenden Tagen war das „Katastrophen-Zentrum“ im Gemeindehaus von Malibu Treffpunkt der Feuer-Opfer. Hier bekamen sie Kleider, hier vermittelte man ihnen Notunterkünfte in Schulen und Hotels. Am Schwarzen Brett konnten sie nach dem Verbleib von Bekannten forschen und Vermisstenanzeigen für Haustiere anheften. Beamte berieten sie beim Ausfüllen von Unterstützungsanträgen für Sozial- und Finanzämter.

Die vom Feuer geschädigten Malibu-Bürger waren empört, weil sich Präsident Carter geweigert hatte, Malibu zum „Bundes-Katastrophengebiet“ zu erklären und ihnen damit vor allem finanzielle Hilfe zukommen zu lassen. Carter begründete seine Entscheidung damit, die meisten verlorenen Häuser seien versichert. Er begnügte sich damit, für Malibu den „Notstand“ auszurufen. Das bedeutete für die Obdachlosen, daß sie Wohnbeihilfe erhalten würden. Die

Hier fraßen sich die Flammen nur ins Dach. Doch manchen Brandgeschädigten ist es lieber, wenn das Feuer an ihren Häusern größeren Schaden anrichtet - weil dann die Versicherung tiefer in die Tasche greifen muß



Bürger Malibus hatten auf mehr gehofft, zumal sie fast alle — wegen der hohen Prämien in einer feuergefährlichen Zone — un- oder unterversichert waren. Abgesehen von diesem Ärger wirkten fast alle, die sich im Gemeindehaus einfanden, gelassen — erstaunlich angesichts der Verluste, die einige erlitten hatten.

Da war Gary Adams, der Baseballtrainer, der auch dann, wenn es mit der Versicherung klappt, noch rund 30 000 Dollar eingebüßt hat — bei einem Haushaltseinkommen von 2000 Dollar im Monat eine schmerzhaft hohe Summe. Da war die Architektenfamilie Street, der gleich drei Häuser eingäschert worden sind. Und da war das Ehepaar Frost, von deren 200 000-Dollar-Bungalow in den Bergen nur noch der Kamin und die Grundmauern standen. Sie waren nicht versichert. Als ich den alten Frost fragte, warum, zupfte er am Schirm seiner Baseballmütze und zuckte mit den Schultern.

Nur wenn sie in den Ruinen ihrer Häuser standen, kamen einigen die Tränen. Mrs. Street sagte, es schmerze sie am meisten, daß Antiquitäten verbrannt waren, die eine Bekannte bei ihr untergestellt hatte. Und, erzählte sie, seit dem Feuer habe sie jede Nacht den gleichen Traum: Der Berg brenne, aber sie habe eine Stunde Zeit, einen Lastwagen zu beladen. Sie stand, während sie erzählte, vor einem viereckigen Aschenhaufen, der einmal ihr Wohnzimmer gewesen war.

Mrs. Street und alle anderen Ruinenbesitzer entwickelten eine unermüdete Aktivität. Überall wurde gehämmert, gesägt, gefegt und Asche nach verwendbaren Resten durchsiebt. Gelegentlich fanden sie vom Feuer bis zur Unkenntlichkeit verformte Gegenstände: Die Sparbüchse mit dem Kleingeld war zu einem Faustkeil geschmolzen, von einer Gitarre waren nur noch die Metallteile übriggeblieben.

Trotz der Ruinen und der verkohlten Landschaft herrschte unter den Malibu-Bürgern keine Nachkatastrophenstimmung. In der Entschlossenheit, mit der sie ans Aufräumen gingen, war so etwas wie Pioniergeist. Sie fingen neu an. Von einem Feuer ließen sie sich nicht unterkriegen.

Das war eine sehr disziplinierte Haltung — eine kluge Haltung war es nicht. Die Bürger von Malibu betrachteten das Feuer als Naturkatastrophe, so als wäre es das große Erdbeben gewesen, das in dieser Gegend Kaliforniens jeden Tag geschehen kann. Daß das Malibu-Feuer auch durch ihre Schuld zur Katastrophe geworden war, daran dachten sie nicht.

Wald- und Buschbrände gibt es im Sommer in fast allen Staaten der USA. Vor allem den waldreichen Süden — zum Beispiel Tennessee, Georgia und North Carolina — plagen Feuerprobleme. Auch Alaska zählt zu den gefährdeten Landschaften. 1977 fraßen die Flammen dort Tausende Quadratkilometer Wald. Doch wenn von katastrophalen Bränden berichtet wird, dann fast immer aus Kalifornien.

Es ist das Feuer-Land par excellence. Nirgendwo in den USA brechen so häufig große Buschfeuer aus, nirgendwo sind die Verluste an Menschenleben und Sachwerten höher. 55 Prozent der Schäden, die durch Waldbrände entstehen, werden in Kalifornien verursacht. 1970 betrugen sie 233 Millionen Dollar. 1977 richtete das Marble-Cone-Feuer nahe der Künstlerkolonie Big Sur an der Pazifikküste Schäden in Höhe von 130 Millionen Dollar an. Im selben Jahr raste ein Feuersturm durch Santa Barbara nordwestlich von Los Angeles und brannte 260 Häuser nieder, die meisten davon teure Villen und Ranches. Schaden: 40 Millionen Dollar.

Wald- und Buschfeuer, die anderswo auch bei extremen Ausmaßen im allgemeinen nur Holz und Wild einäschern, geraten in Kalifornien leicht zum Desaster: Sie bedrohen Menschen und Eigentum. Denn nirgendwo gehen Wildnis und Wohngebiete so sehr ineinander über wie in Kalifornien. Nirgends haben Menschenmassen sich so unbekümmert in einer Umgebung angesiedelt, die zwar vom Klima her zum Bleiben einlädt, ansonsten aber sehr ungastlich ist: mit Erdbeben und Überschwemmungen, Sturmfluten und Feuern.

Das gilt besonders für Southern California, jenen Küstenstreifen, der an der Tehachapi-Bergkette wenige

Kilometer nordöstlich von Santa Barbara beginnt und bis San Diego zur mexikanischen Grenze verläuft. Er ist 400 Kilometer lang und bis zu 150 Kilometer breit und durch Gebirge vom Central Valley im Norden und von den Hochwüsten im Osten abgeschirmt. Wer vom sonnigen Kalifornien redet, vom „Golden State“, vom warmen Ozean und von braunhäutigen Surfern, der meint Southern California und nicht das Land nördlich der Tehachapi-Kette, wo es oft feucht und wolkig ist, der Pazifik und die Winde kühl sind und die Steilküstenbrandung nicht zum Surfen taugt.

Southern California gehört zu den zwei Prozent der Erdoberfläche mit mediterranem Klima. Es ist eine Halbwüste mit einer langen, heißen Trockenperiode von April bis November und einem kurzen milden Winter von Dezember bis März, in dem es regnen kann, doch keineswegs muß: Die durchschnittliche Niederschlagsmenge in Los Angeles liegt bei 38 Zentimetern pro Jahr.

Die für Southern California typische Vegetation ist der Chaparral oder „Brush“, ein Dickicht aus immergrünen Büschen und Gras. Der Chaparral überzieht die Berge von Santa Barbara bis San Diego und von Santa Monica bis San Bernadino wie ein undurchdringlicher Filz. Zwerg-eichen und Giftsumach, Sagebüsche und Manzanitas haben sich dem trockenen Klima vollkommen angepaßt. Sie überstehen lange Dürrezeiten, kommen mit einem Minimum an Feuchtigkeit aus — und sind aus diesem Grunde die ideale Feuernahrung.

Besonders gut brennt der weitverbreitete Chamise-Busch, dessen Blätter denen des Heidekrauts ähneln. Das hat die Natur so gewollt, denn der Brush muß brennen. Alle 10 bis 20 Jahre sterben die Pflanzen ab. Feuer ist nötig, um die toten Äste zu beseitigen, Platz und gute Erde für neue Vegetation zu schaffen — und ihre Vielfalt zu erhalten. Manche Samen schlafen gleichsam über Jahre im Boden und brauchen starke Hitze, um zu keimen. Bestimmte Spezies, zum Beispiel die Whiteflowers, blühen sogar nur nach einem Brand.

Die ersten Kolonisatoren Southern Californias, die Spanier, berücksich-



Nur das Meer konnte die Feuerwalze aus den Bergen stoppen. Jemand hatte als Zünder eine Kippe in ein Streichholzheftchen geklemmt. Oft war die Luft so heiß, daß

manche Häuser in Brand gerieten, noch ehe sie von den Flammen erfaßt worden waren. Einziger Trost: Die angesengten Büsche schlagen im nächsten Frühjahr kräftiger aus als je zuvor

tigten noch die Besonderheiten des Chaparrals in ihrer Umweltpolitik; sie brachten schließlich Erfahrungen aus ihrer Heimat mit. Ende des 18. Jahrhunderts sperrten sie große Gebiete gegen jede Erschließung und ließen die Buschfeuer brennen. Sie wußten, daß eine gesunde Vegetation für den Wasserhaushalt wichtig war und daß die lockere Lehm- und Tonerde der Halbwüste nur durch die tiefreichenden Wurzeln des Chaparrals zusammengehalten wurde. Wenn sie im Brush Häuser errichteten, dann nur solche aus gebranntem Lehm und Ziegeln, denn die hielten auch starke Hitze aus.

Die amerikanischen Pioniere, die Mitte des 19. Jahrhunderts nach Kalifornien kamen, hatten kein Verständnis mehr für die eigenartige Natur in Southern California. Sie rodeten den Chaparral, wo immer sie konnten, und daß daraus Erosionen und Erdbeben entstanden, war ihnen nur recht: So wurde ihnen die Goldsuche erleichtert. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts konnten einige Politiker durchsetzen, daß Teile des Landes endlich zu Nationalparks erklärt wurden, in denen nur nach sorgfältiger Planung geholt werden durfte.

Die Entwicklung in der Umgebung der großen Städte, besonders von Los Angeles, konnte man dadurch allerdings nicht verhindern. Los Angeles County wuchs zum Bevölkerungszentrum Kaliforniens heran — Einwohnerzahl heute: 8,5 Millionen —, und man brauchte immer mehr Platz. Als das „Becken“ von Los Angeles bebaut war, schoben sich die neuen Vororte immer weiter in den Chaparral hinein.

Buschfeuer, die bis dahin nur die Klapperschlangen und anderes Getier gestört hatten, wurden so zu Stadtbränden, die Menschenleben und Eigentum bedrohten und außerdem menschgemachte Nahrung fanden, denn die Neusiedler bestanden darauf, in Holzhäusern zu wohnen, die mit Holzschildeln gedeckt waren. Das war erstens billig und zweitens Pioniertradition.

Allerdings, die leichte Entzündbarkeit der Häuser schürte die Angst vor Feuer. Also begann man, Buschbrände konsequent zu bekämpfen und war dabei dank der verbesserten

technischen Mittel immer erfolgreicher.

Das hatte schlimme Folgen. Weil es seltener brannte, türmte sich im Busch über Jahre totes Material, das schon mehr Zunder als Holz war, und wenn dann ein Feuer einmal nicht im Keim erstickt werden konnte, brannte es sich durch die reichliche Nahrung zur Katastrophe hoch.

Das wiederum hieß: riesige Flächen pflanzenloser Erde, im Winter Schlammlawinen und Überschwemmungen, Regenwasser, das, statt in die Erde zu sickern, sofort ins Tal floß.

Dieser unglückselige Kreislauf existiert heute noch. Hunderttausende leicht brennbarer Häuser in und um Los Angeles stehen in feuergefährdeter Umgebung: in den Hügeln von Hollywood, in Bel-Air, in Pacific Palisades — und in Malibu.

Das Beispiel Malibu zeigt, wie man aus einer Landschaft, in der Feuer natürlich und kaum je gefährlich waren, ein potentiell Katastrophengebiet gemacht hat. Noch vor 30 Jahren war Malibu ein Badeort, an dessen Stränden die Filmstars ihre Villen hatten. Die Berge dahinter waren nicht besiedelt, einige Farmen ausgenommen. Ein vernünftiger Mensch wäre auch gar nicht auf die Idee gekommen, dort ein Wohnhaus hinzustellen, denn der Chaparral brannte oft, obendrein rutschten im Winter häufig ganze Hänge weg, und schließlich waren die Straßen schlecht.

Dann, in den sechziger Jahren, wurde Malibu sowohl von den Rockstars als auch von der Mittelklasse entdeckt. Die Musiker zogen in die Filmvillen am Strand. Ein Haus am Meer konnten und können sich aber nur die Superreichen leisten — wer weniger Geld hatte, ging in die Santa-Monica-Berge, deren bröckeliges Land geschäftstüchtige Makler ebenfalls unter dem Zaubernamen Malibu verkauften.

Sie hüteten sich, die Begeisterung ihrer Kunden durch Hinweise auf Buschfeuer und Schlammlawinen zu dämpfen. Sie priesen die herrliche Aussicht und das schöne Holzhaus auf dem Hügel. Selbst wenn die Makler ihre Klienten gewarnt hätten: Niemand hätte auf Warnungen gehört. Denn was jene, die aus Vorstadtsiedlungen und Hochhäusern geflüchtet

waren, sich hier draußen erfüllen wollten, das war der amerikanische Traum von der „log cabin in the sky“, dem Holzhaus hoch über dem Canyon, und diesen Traum ließen sie sich von der Halbwüsten-Wirklichkeit nicht zerstören.

Sie bauten Bungalows aus Holz mit pittoresken Schindeldächern, die man mit einem Feuerzeug anstecken kann. Auf diese Weise wurden die Santa-Monica-Berge bis hinunter zur Küste mit einem gewaltigen Vorrat an brennbarem Material ausgestattet. Im ganzen County wurden zwischen 1970 und 1977 acht Prozent mehr Häuser gebaut; in Malibu aber waren es 71 Prozent mehr. Die Zahl der Häuser stieg von 10 373 auf 17 739.

Mit dem Einmarsch der Zivilisation stieg zugleich das Risiko, daß Feuer ausbrachen, denn Häuser — das hieß Stromleitungen, Autos, Abfälle, Zigaretten. Das hieß auch: in einer Gegend, die immer auf Verückte wie ein Magnet wirkte, mehr potentielle Brandstifter.

Fahrlässige und vorsätzliche Brandstiftung ist denn auch die Ursache der meisten Buschfeuer. Das Malibu-Inferno begann mit einer brennenden Zigarette, die ein Unbekannter in ein Streichholzheftchen geklemmt und ins Gras geworfen hatte.

Die Forstverwaltungen und Feuerwehren verfolgen die Entwicklung in Malibu und anderen Chaparral-Landschaften mit Unbehagen und Zorn. Seit Jahren versuchen sie, Gesetze und Verordnungen durchzubringen, um wenigstens ein Minimum

In den letzten 50 Jahren ist über jeden Quadratmeter Boden in den Santa-Monica-Bergen mindestens einmal der Feuersturm hinweggerast. Ein Dickicht, das schon gebrannt hat, kann theoretisch erst nach 10 bis 15 Jahren wieder Feuer fangen; aber der Hang, auf dem es wuchs, ist unbefestigt — vielleicht schon nach dem nächsten Winterregen weggeschwemmt



Der Straßenkreuzer steht noch zum Verkauf. Er befand sich in gutem Zustand. Daß der Motor manchmal heiß lief, gab der Verkäufer allerdings zu



an Feuersicherheit zu schaffen. Nach dem großen Malibu-Brand von 1970 trat eine Verordnung in Kraft, die die Verwendung von Holzschindeln verbot, aber wenige Monate später hatte die Lobby der Holzfabrikanten die Verordnung schon wieder gekippt. Die Verfügung, daß in feuergefährdeten Zonen Büsche und Bäume mindestens 30 Meter von den Häusern entfernt gepflanzt werden müssen, gibt es zwar noch, aber niemand hält sich daran. Viele Leute umpflanzen ihre Häuser gar mit leicht brennbaren Eukalyptusbäumen, damit es so lauschig und geborgen aussieht wie auf Lederstrumpf-Illustrationen.

Zum Kontrollieren fehlt den Behörden das Personal. Nach Katastrophen verlangen Forst- und Feuerexperten regelmäßig härtere Vorschriften, zum Beispiel ein grundsätzliches Verbot, im Chaparral mit Holz zu bauen. Aber das ist gegen den Einfluß der Industrie nicht durchzusetzen. Ebenso sind bisher alle Bemühungen gescheitert, einen strengen Bebauungsplan einzuführen. Die Holzhaus-Pioniere sind Individualisten und wollen sich ihren Geschmack nicht von Bürokraten bestimmen lassen. Der Schriftsteller Tony van Renterghem, seit 30 Jahren Bewohner von Malibu, weiß: „Hier werden die Bebauungspläne erst ausgearbeitet, wenn die Häuser schon stehen.“

Wenige Tage nach dem Feuer inszenierte die Obrigkeit das „Neusaat-Programm“: Stundenlang streuten Hubschrauber über den schwarzen kahlen Bergen Roggengras-Samen aus, und die Zeitungen erklärten, wie

wichtig es sei, schnell neue Vegetation zu haben, um die Erdrutsche im Winter zu vermeiden.

Der Forstwissenschaftler Klaus Radtke lächelt nur darüber: „Die Aussaat ist reine Seelenmassage. Die Leute sollen sehen, daß etwas für sie getan wird. Aber das Gras kann Erdrutsche gar nicht verhindern. Außerdem brennt es leicht.“

Wenn man gegen die Unvernunft der Chaparral-Siedler nichts unternehmen kann — wie kann man ein Desaster wie das vom vorigen Jahr verhindern?

Einige Malibu-Bürger wissen es genau: Die Feuerwehr muß besser werden. Kommandant Clyde Bragdon hört sich solche Vorwürfe ruhig an und hat allen Grund, kühl zu bleiben, denn die Feuerwehr im Großraum Los Angeles gilt als die beste der Welt. Durchschnittlich 97 Prozent aller Chaparral-Brände löscht sie, bevor sie gefährlich werden konnten. Sie ist mit den modernsten Wagen ausgerüstet und hat Hubschrauber und Flugzeuge mit 10 000-Liter-Tanks. Dem Löschwasser können zusätzlich feuerhemmende chemische Mittel, Phosphate, beigegeben werden. In Riverside östlich von Los Angeles ist eine Zentrale eingerichtet worden, die bei Großbränden die Aktivitäten der kommunalen Feuerwehrbehörden koordiniert. Ein Computerprogramm soll helfen, schon bei Beginn eines Feuers aus wenigen Daten — Wind, Vegetation, Gelände, Monat — seinen Verlauf vorauszusagen und die Löschtruppe entsprechend einzusetzen.

Bei der Katastrophe von Malibu nützten jedoch weder Computer, Flugzeuge noch erfahrenes Personal. Die Gründe: die Geschwindigkeit des Feuers, das unzugängliche Gelände, Funkprobleme in den Bergen, schlechte Wasserversorgung und Behinderung durch Schaulustige — da kann auch die beste Feuerwehr nichts ausrichten.

Klaus Radtke arbeitet seit Jahren an einem Projekt, das eines Tages vielleicht die Feuerschadensrate im Chaparral erheblich senken wird. Er züchtet und testet feuerresistente Pflanzen: Gewächse, die viel Feuchtigkeit speichern und dem Feuer wenig Angriffsfläche bieten.

Eine weitere Möglichkeit, zu verhindern, daß aus dem nächsten Buschfeuer ein Inferno wird, ist das „prescribed burning“, das kontrollierte Abbrennen von altem und totem Chaparral nach einem Mosaiksystem, in dem sich immer eine Fläche mit jüngerer, schwer brennbarer Vegetation zwischen Flächen mit älteren Büschen befindet. Diese Methode wird bereits mit Erfolg in den Südstaaten angewendet.

In Southern Californien traut sich bisher noch keiner an ein konsequentes prescribed burning heran, denn es gibt dabei ein Risiko: daß plötzlich der Santa-Ana-Wind aufbläst. Für den Schaden müßte dann die Behörde aufkommen, deren Vertreter das Streichholz ans Gras gelegt haben.

Es wird also in Zukunft erst einmal weiterbrennen in Southern California, so wie es schon zehn Tage nach dem Desaster von Malibu wieder brannte, diesmal im Cahuenga Canyon in Hollywood. Brandursache: Ein Landstreicher hatte eine noch lebende Taube grillen wollen, die davonflog und das Gebüsch in Flammen setzte. Das nächste Mal wird sich ein Drachen in der Hochspannungsleitung verfangen, ein Auspuff wird Funken schlagen, ein Brandstifter wird eine Zigarette in den Chaparral werfen.

Der Schriftsteller van Renterghem hat einen Alptraum. Er sieht eine Motorrad-Gang durch Southern California jagen und von Santa Barbara bis San Diego Feuer legen, wenn der Teufelswind aus der Wüste bläst. „Dann“, sagte er, „verbrennt Southern California.“ □

Trink die rote Grapefruit. Estanza.

Jetzt gibt es einen Fruchtsaft, der Sie auf einen aufregend neuen Geschmack bringt: Estanza. Aus der rotfleischigen Grapefruit „Texas Ruby Red“. Nicht bitter, sondern mild und fruchtig herb. Und obendrein reich an natürlichem Vitamin C. Entdecken und schmecken Sie Estanza.



**Estanza.
Rot das Fruchtfleisch.
Mild der Saft.**



**”Mein Tip R6:
viel Geschmack mit
leichtem Tabak.”**

R6-Tabak-Aroma-Übertragung. Das Aroma würziger Tabaksorten wird auf die leichten Tabake der R6 übertragen.
Nikotin 0,4 mg, Kondensat 8 mg (Durchschnittswerte nach DIN)

REEMTSMA
R6

GEO

Das neue Bild der Erde  Ein Magazin vom Stern



*Waldbrände: Feuerland Kalifornien • Minderheiten:
Die Leute mit der Mütze • Chamäleon: Echse mit der
ehrlichen Haut • Leipzig: Das Paris der Sachsen •
Entdecker: Ein Berufsabenteurer auf den Spuren der
Conquistadors • Kathmandu: Newar trauern nicht*

C 2498 EX

Nr. 2/Februar 1979
8,00 DM
Österreich: öS 70
Schweiz: sfr 10
Luxemburg: lfr 142